Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 48. Posen, den 1. Dezember. 1895.

Städtebilder aus der Provinz Posen.

Lissa in Wort und Bild.

Von W. R.

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 965 wurde die Tochter des Böhmenfürsten Boleslaus, Dombrowka mit Namen, von einem böhmischen Herrn, „Philippo, libero barone de Perszten," dem Polenkönige Mizislaus als Gemahlin zugeführt. Der Sage nach schenkte Miezislaus diesem „Baron von Perszten" die Gegend, in der heute Lissa liegt, und Perszten gab, so berichtet die Sage wieter, diesem Gebiet von den vielen Haselsträuchern, (Lesno), die dort wuchsen, den Namen Leszczyna, wovon sein eigenes Geschlecht wiederum den Namen Leszczynski empfing. Soweit die Sage. Thatsächlich ist, daß Lissa 1473, als Kaiser Friedrich III. den Rafael Leszczynski in den Grafenstand erhob, ein schlechtes Dorf war, das hussitische Einwohner hatte. Bald machten sich Böhmen hier ansässig. Als 1516 und 1517 viele Böhmen ihrem Vaterlande wegen der Bedrückungen, die sie dort ausstehen mußten, Valet sagten, fanden sie in Polen eine neue, willkommene Heimath. Im Juni des Jahres 1547 langten unter Führung ihrer Prediger 400 und im August desselben Jahres 300 Böhmen in der Stadt Posen an. Ein Jahr darauf folgte ein dritter Zug von 900 Personen, der Schutz in Polen suchte. Der katholischen Geistlichkeit ward angesichts solch' zahlreicher Einwanderung bange und sie wußte den Kaiser und König dahin zu bringen, den Fremdlingen den Aufenthalt in ihren Landen zu versagen. Den Böhmen wurde geboten, wieder abzuziehen, doch scheinen sich nicht viele an diesen Befehl gehalten zu haben;



Ansicht von Lissa.

denn die böhmischen Brüder nahmen bald feste Wohnsitze ein, gestalteten ihr Kirchensystem aus und gründeten Schulen, die bald zu Bildungsstätten für das gesammte Polen wurden. Außer in Lissa faßten die Brüder noch namentlich festen Fuß in Posen, Samter, Scharfenort, Koschmin, Lobsens, Bartschin und Meseritz.

Zu dieser Zeit war Rafael III. Grundherr von Lissa. Derselbe stammte aus dem Geschlecht jenes Herrn von Perszten, das sich Jahrhunderte hindurch bereits eines hohen Ansehens im Lande erfreut hatte. Im Jahre 1547 erhob Rafael mit Genehmigung des Königs Sigismund August das ihm so theuer gewordene Dorf zur Stadt. Nach Verleihung des städtischen Privilegiums wurde sogleich mit der eigentlichen Gründung der Stadt begonnen. Rafael ließ Häuser bauen, verkaufte dieselben oder beschenkte damit seine Diener. Durch die Einwanderung der böhmischen Brüder wurde die neu gegründete Stadt belebt, bald kam sie zu Wochenmärkten und drei Jahrmärkten, öffentliche Gesetze wurden gegeben, Aemter und Gewerbekollegien errichtet und die Erlaubniß, Bier zu brauen ertheilt. 1549 erbaten die neuen Bürger Lissas von dem Grafen die Einführung des Magdeburger Rechts. Rafael ertheilte infolgedessen der Stadt einen Freibrief, der bestimmte, daß die Herrschaft den Bürgermeister und Rath zu bestellen, die Gemeinde hingegen den Stadtvogt und die Schöffen zu wählen hatte.

Rafael Leszczynski war auch ein Anhänger der evangelischen Lehre geworden, er nahm die Konfession der böhmischen Brüder an und übergab 1550 die katholische Kirche nebst vielen Stiftungen dieser Konfession. Der evangelische Gottesdienst wurde in deutscher Sprache abgehalten, erst später, als auch polnische Brüder einwanderten, bildeten sich zwei Gemeinden, eine deutsche und eine polnische, die jede ihren besonderen Gottesdienst hatte.

1555 gründete der Graf in Lissa eine Schule; der Unterricht in derselben wurde in deutscher Sprache ertheilt, ihr erster Rektor hieß Knobloch und stammte aus Schlesien. Im Jahre 1555 wurde auch der erste Prediger, Balthasar Eichar aus Sprottau, nach Lissa berufen. Die fortwährende Entwickelung der Stadt erheischte eine Umgestaltung der Schule; nachdem dieselbe bereits 1604 durch den Grafen Andreas erneuert und vergrößert worden war, wurde sie 1626 von Rafael V. zu einer sogenannten Provinzialschule (Gymnasium) erhoben.


Rathhaus in Lissa.

Es ist schon erwähnt, daß die katholische Geistlichkeit die Einwanderung der Andersgläubigen zu verhindern suchte. Bald schritt die päpstliche Kirche in Polen aus dem bloßen Vertheidigungszustand zum Angriff, um die eingedrungene Ketzerei auszurotten. Die Väter von der Gesellschaft Jesu waren auch hier die Vorkämpfer. 1570 traten sie bereits in Posen auf. Seitdem die Jesuiten erschienen, waren Reibungen an der Tagesordnung.

„Diese gegenseitige Bekämpfung, bei der sich die katholische Partei in entschiedenem Vortheil befand, war schon im Zuge, als der lange Religionskrieg im deutschen Reiche eine Auswandererwelle nach der andern ins polnische Land hineinwarf. Eine große Anzahl der um ihres Glaubens Willen vertriebenen Böhmen fand wie schon gesagt Schutz und eine neue Heimath in Lissa, unter ihnen auch der berühmte Amos Comenius. Graf Rafael wies den Exulanten auch noch Wlodau und Baranowo als Zufluchtsort an, die meisten jedoch zogen nach Lissa. Im Februar 1628 gab es hier bereits vier Geistliche. Als nach einigen Jahren über Schlesien das Verhängniß hereinbrach, zogen von dort, namentlich aus Guhrau, auch Lutheraner nach Lissa. Graf Rafael gestattete ihnen den Bau einer Kirche, jedoch mit der Bedingung, „daß sie der böhmischen Kirche nicht entgegen seien und der böhmischen Gemeinde als der ersten den Vortritt ließen."

Unter dem Schutze Rafaels blühten Handel und Gewerbe in Lissa auf. Sigmund III. ertheilte 1631 für die emporgekommene Weberei und den Leinwandhandel einen Freibrief, der auch vom Reichstage genehmigt wurde. 1635 plante die katholische Partei von Glogau aus einen Ueberfall Lissas; das „Ketzernest" sollte dem Erdboden gleich gemacht werden. Allein der Anschlag wurde verrathen. Lissa rüstete sich zur Gegenwehr, worauf man nicht wagte, den geplanten Angriff auszuführen.

Amos Comenius entfaltete in Lissa eine sehr umfangreiche Thätigkeit; hier schrieb er seine „Große Unterrichtslehre," und hier verfaßte er seine „Janua linguarum reserata," welche Schrift in 12 europäische und mehrere asiatische Sprachen übersetzt wurde. Dem Grafen Rafael stand Comenius als treuer Berather sowohl in kirchlichen Fragen als auch in Angelegenheiten der Provinzialschule, deren Rektor er ja war, zur Seite. Eifrig war Comenius bestrebt, eine einheitliche Organisation der Brüder in Polen herbeizuführen. Auf den Synoden zu Ostrorog, Wilna, Thorn und Lissa (1631) wurde die Vereinigung der in Kleinpolen, Großpolen und Lithauen lebenden Brüder ausgesprochen. Die Synode zu Lissa ordnete gleichzeitig die Schulangelegenheiten. Fortan hatte die Schule 4 Klassen und 4 Lehrer.

Ein schwerer Verlust traf Lissa im Jahre 1636; am 29. März sank Graf Rafael infolge eines Schlaganfalles in ein frühes Grab, er hatte nur 58 Jahre gelebt. In Wlodau ist er bestattet. Er war einer der edelsten Männer seiner Zeit; im Kriege wie im Frieden gleich groß, hatte er sich auf allen Gebieten des Wissens, in Geschichte, Politik, Poesie, Geometrie, Astronomie, Mechanik, Baukunst und Musik reiche Kenntnisse erworben. Er verfügte über eine ausgezeichnete Beredsamkeit, außer der Muttersprache sprach er noch das Lateinische, Deutsche, Französische und Italienische gediegen und elegant, im Spanischen und Griechischen war er ebenfalls bewandert. Eine Komödie „Judith" hatte den Grafen zum Verfasser. Wo es sich um edle Zwecke handelte, spendete er reichlich Geldmittel. Sein Wohlwollen beschränkte er nicht auf die engeren Glaubensgenossen, sondern dehnte es auch auf die Lutheraner aus.

Graf Boguslaw, der Nachfolger Rafaels, widmete den Interessen der Stadt ebenfalls große Aufmerksamkeit. Beide evangelischen Konfessionen stellte er in ihren politischen Rechten gleich. Im Jahre 1637 bestand das Rathskollegium aus 4 Reformirten, dem Bürgemeister Simon Daniel, den Rathsherren Martin Lindenowsky, Kaspar Scultetus, Martin Dlugosch und 4 Lutheranern, den Rathsherren Philipp Held, George Strictor, Balthasar Bekker und Abraham Nülke. Am 18. Januar 1637 erließ Boguslaw eine Stadtordnung, welche die städtische Verwaltung bis ins einzelne regelte. In den Jahren 1637—1639 wurde das Rathhaus erbaut; dasselbe hatte einen Thurm und war das prachtvollste in ganz Großpolen. Das Bauholz wurde den Bürgern geschenkt, die übrigen Kosten betrugen 21 000 polnische Gulden. Zum Schutz der Stadt errichtete man Wälle

und Gräben und befestigte die Stadtthore. Handel und Gewerbe nahmen immer mehr Aufschwung. „Lissa hieß der Stolz Großpolens." Zu besonderem Ruhme gereichte der Stadt die Schule. Das Aufblühen derselben wird in allen zeitgenössischen Berichten als ein außerordentliches gepriesen. Das Hauptverdienst hierbei gebührte dem Comenius. Von weit und breit strömten Schüler herbei. Bürgerschaft und Herrschaft brachten dem Schulleben ein gleich warmes Interesse entgegen.

Da taucht zuerst leise und schüchtern, dann aber bestimmter ein Gerücht auf, das die Gemüther der Evangelischen im höchsten Grade beunruhigte. Schon lange warfen die Katholiken nach dem Grafen Boguslaw ihre Netze aus, und nicht länger mehr — so hieß es — vermöge der Graf den Versprechungen der päpstlichen Partei zu widerstehen, er wolle den Glauben der Väter verlassen. Am 22. März 1639 richteten die Evangelischen einen Brief an Boguslaw, in welchem sie ihn baten, die Gerüchte, welche von seinem beabsichtigten Uebertritt zur katholischen Kirche laut geworden wären, zu widerlegen. In seiner Antwort sagte der Graf zu, daß er dem väterlichen Glauben treu bleiben werde. Aber auf die Dauer vermochte Boguslaw dem Drängen der Päpstlichen nicht zu widerstehen. Die Würde eines Erbschaftsmeisters und Generals von Großpolen, die man ihm, sobald er dem „Ketzerthum" den Rücken gekehrt haben würde, zusicherte, verleitete den ehrgeizigen Grafen zum Uebertritt. Doch beschränkte er nach demselben die Freiheiten seiner Unterthanen nicht, ja, als der Bischof von Posen die Pfarrkirche der böhmischen Brüder, weil sie ursprünglich katholisch war, zurückforderte, weigerte sich Boguslaw ganz entschieden, indem er deutlich erklärte, diese Kirche wäre von seinen Vorfahren für die böhmischen Brüder erweitert und ausgebaut worden. Ob dieses Widerstandes lud der Bischof den Grafen 1652 vor den Reichstag, die Pfarrkirche mit ihren Stiftungen ward den böhmischen Brüdern entrissen und den Katholischen übergeben. (1563) Da gab der Graf den Brüdern einen neuen Freibrief, „zufolge dessen sie eine andere Kirche mit Thürmen und Glocken, Pfarrgebäude, Schulhaus und Hospital erbauen durften, und alle diese Bauten auf ewige Zeiten frei sein sollten von Abgaben an das Schloß, die Stadt und die katholische Kirche. Das neue Gotteshaus, die Johanniskirche, ward sogleich aufs schleunigste gebaut, stand 1653, wurde 1654 ausgeschmückt. Die böhmischen Brüder waren stark genug, dies durchzusetzen, seitdem aber auch erbitterten Gemüths." Als Comenius 1654 zum dritten Male nach Lissa kam, konnte er bereits in der neuen Kirche das Wort Gottes verkündigen.

Im schwedisch-polnischen Kriege fanden die Schweden auf Anrathen des Comenius in Lissa Aufnahme; man hoffte von ihnen, daß sie die Stadt wirksam gegen die Polen schützen würden. Im April 1656 rückte jedoch ein polnisches Heer unter Opalinski von Storchnest her gegen Lissa, dessen Bürger in Gemeinschaft mit den Schweden den ersten Angriff der Polen zurückschlugen. Als der Feind bedeutende Verstärkungen heranzog, da entsank den Tapferen der Muth, viele ergriffen in der Frühe des 28. April die Flucht. Die Stadt wurde den Polen unter „Verheißung der Gnade" übergeben, die Schweden zogen nach Fraustadt ab. 4000 Einwohner, darunter die Stadtobrigkeit, wanderten aus. Noch an demselben Tage zogen die Polen unter Grzymaltowski in Lissa ein. Das gegebene Versprechen der Gnade ward vergessen und die Stadt am 29. April 1656 jämmerlich zerstört. An den zurückgebliebenen Einwohnern verübte man die scheußlichsten Grausamkeiten und nach drei Tagen lag die Stadt mit ihren Kirchen und dem Rathhaus in Schutt und Asche. Auch 70 Windmühlen der Umgegend waren durch das Feuer zerstört worden.

Schwer traf das Schicksal den berühmten Amos Comenius; all' sein Hab' und Gut, seine zahlreichen Manuskripte, die Arbeit vieler Jahre war ein Raub der Flammen geworden. Wie die meisten Auswanderer, so wandte sich auch Comenius nach Schlesien; dann zog er über Berlin und Stettin nach Hamburg, später nach Amsterdam. In allen Orten suchte er Stimmung für das schwer getroffene Lissa zu machen; in Amsterdam, England und Frankreich wurden Sammlungen für die böhmischen Brüder veranstaltet, um Kirche und Schule wieder aufbauen zu können.

Ein Theil der aus Lissa Geflohenen kehrte in die Heimath zurück. 1660 war das Rathhaus bereits wieder aufgebaut. Ueber zwanzig Jahre jedoch verstrichen, bis der neue Kirchbau vollendet war. Im Laufe der Zeit erholte sich die so schwer heimgesuchte Stadt wieder, Handel und Gewerbe blühten von neuem empor, auch die Wohlhabenheit der Bewohner stieg, die Lissaer Kaufmannschaft spendete sogar einen Beitrag zum Bau der Schule in Bojanowo. 4 Kirchen, 2 katholische, 1 reformirte und 1 lutherische und ein Gymnasium hatte die Stadt aufzuweisen. Wie schon früher, so wurden auch jetzt bald wieder Synoden in Lissa abgehalten.

Mit Beginn des 18. Jahrhunderts brach das Verhängniß zum zweiten Mal über die Stadt herein. Wohl war Lissa, nachdem Karl XII. dessen Grundherrn auf den Thron erhoben hatte, eine „königliche Stadt" geworden, aber das hinderte die wilden Kriegshorden nicht, von neuem mit Feuer und Schwert darüber herzufallen. „Ein Oberst der Russen, Schultz, der als Knabe in Lissa bei einem Schuster Lehrling gewesen und wegen einer Züchtigung davon gelaufen war, lagerte in der Nähe und brandschatzte die ihm verhaßte Stadt am 17. Juli 1707. 500 Soldaten unter Agaref schickte er nach Lissa. Diese plünderten, erschlugen auch viele Einwohner. Die Stadt zahlte, soviel sie vermochte, aber 30000 Speziesthaler konnte sie nicht augenblicklich erlegen. Nachträglich schickte sie noch aufgebrachtes Geld in Schultz' Lager. Während dieser Nothlage fand abermals ein Flüchten in Masse nach Schlesien statt. Am 24. Juli machte Schultz neue Forderungen: die Stadt schickte ihm 1000 Speziesthaler, 900 Dukaten und vielen Wein zu; die Gabe befriedigte ihn nicht. Am 29. Juli fiel er selbst über Lissa her, ließ die Einwohnerschaft ausrauben und zum Theil niedermetzeln und Vormittags 11 Uhr an allen Ecken zugleich mit Pechkränzen die Stadt anzünden. Gegen Abend war die ganze Stadt auch von weitem als ein glühender Aschenhaufen anzusehen." Viele Menschen waren in den Flammen umgekommen. Die übriggebliebenen Bewohner, die nichts als das nackte Leben gerettet hatten, suchten ihr Heil jenseits der polnischen Grenze. Der König von Preußen nahm sich ihrer an.

In den Jahren 1709 und 1710 wüthete die Pest in Lissa. Viele Bewohner schlugen ihre Hütten auf freiem Felde in der Gegend von Striesewitz auf. 7000 — eine Zahl, die sicherlich übertrieben ist, — sollen durch die Pest hingerafft worden sein.

1712 erfuhr Lissa den kräftigen Schutz des preußischen Königs Friedrich Wilhelms I., ihm war es zu danken, daß Fürst Mentschikoff die abermals beabsichtigte Zerstörung der Stadt unterließ. Handel und Wandel belebten sich bald wieder. Zum Aufbau der Kirche wurden in den reformirten Ländern von neuem Sammlungen veranstaltet. Am 3. September 1711 fand die Grundsteinlegung zur neuen Kirche statt. Carlo, der Verweser des posener Bisthums, wollte den Bau verwehren. Da wendete sich Lissa an alle reformirten Fürsten um Hilfe. Auch der preußische Gesandte in Warschau legte nach Kräften Fürsprache ein. Indessen Carlo beruhigte sich nicht. Erst als König Friedrich Wilhelm I., 27. Oktober 1715, drohte, an den Katholiken in Rastenburg Repressalien zu nehmen, ließ man die Evangelischen Lissas in Ruhe.

„Am 20. bis 22. Juli 1756 traten in Lissa Reformirte und Lutherische dieser Gegenden zusammen, um durch Zusammenlegen ihrer schwachen Kräfte stärker dazustehen. Die gelehrte Schule, die in den vorigen Jahrhunderten so ausgezeichneten Ruf gehabt hatte, war natürlich heruntergekommen. Seit dem Brande von 1707 wurde der Unterricht in der größten Stube des Pfarrers ertheilt. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war das Gymnasialgebäude nur soweit hergestellt, daß es zwei Schulzimmer für die sechs Ordnungen der Schüler hatte, und nur eins war heizbar. Bei Winterzeiten wurden die Schüler zusammen in einer Stube unterrichtet. Der Jahrgehalt des Rektors und der Lehrer betrug 1768 insgesammt 830 Thaler und war 1799 (so verkam alles in den polnischen Zuständen) heruntergesunken auf 770 Thaler."

1738, nachdem König Stanislaus Leszynski aus Posen geflohen war, kaufte der Reichsgraf Alexander Josef Sulkowski die Grafschaft Lissa. Die Stadt erhielt eine neue Ordnung und unter dem 28. April 1752 umfassende deutsche Statuten, in denen unter anderem auch die Erbfolge geregelt wurde. Die neue Grundherrschaft bedeutete für die Stadt eine unheilvolle Veränderung. Fürst Sulkowski zog die Jahrmarktsgelder ein, nahm die städtischen Gerichtsgelder und legte auf den Häuserverkauf Abgaben, die ebenfalls in seine Tasche flossen. Die reformirte Kirche mußte dem Grafen für die Anerkennung ihrer Rechte die Summe von 275 Dukaten zahlen. Sein Sohn nahm von

Genua aus 300000 Gulden auf, wofür die Stadt Bürgschaft leisten mußte. Selbst 1846 hatte Lissa noch nicht die Schulden getilgt, in die sie sich in dieser Zeit stürzen mußte.

Der siebenjährige Krieg ließ Lissa auch nicht unberührt. Alexander Joseph Sulkowski, der gleich vielen polnischen Großen damaliger Zeit eine eigene kleine Militärmacht besaß, rüstete auf eigene Faust gegen die Preußen, warb Truppen für die Russen, legte Magazine an, aus denen er die Feinde Friedrichs II. mit Vorräthen versorgte. Am 24. Februar 1759 überschritt General Wopersnow die Oder bei Glogau und rückte noch an demselben Tage über Fraustadt nach Lissa und Reisen vor; hier ward Fürst Sulkowski aufgehoben und nach Glogau geschickt. Lissa wurde von Preußen besetzt.

Lissa kann mit Recht eine „Stadt des Leidens" genannt werden. 1767 brannten 986 Vorder- und 710 Hintergebäude nieder, 220 Häuser nur blieben vom Feuer verschont. Am 2. Juni 1790 wurde Lissa wiederum ein Raub der Flammen. 481 Häuser brannten nieder, auch das Rathhaus und die lutherische Kirche. Die Bewohner zerstreuten sich in die Umgegend, die angesehensten Kaufleute zogen nach Posen. Eine Absendung von Bürgern erwirkte vom Grundherrn Anton Sulkowski Erlaß der Steuern bis zum Jahre 1802.

Durch Preußens unglücklichen Krieg wurden Lissa bedeutende Lasten auferlegt. Die Stadt mußte 11695 Thaler 13 Silbergroschen 9 Pfg. Kriegssteuern und 3368 Thaler 13 Silbergroschen 9 Pfg. zur Bekleidung der Truppen zahlen. Da die Stadtkasse zu solch enormer Leistung außer Stande war, nahm man bei den einzelnen Bürgern Darlehne auf, die später durch Verrechnung auf die zu leistenden Abgaben getilgt wurden.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts entstand in Lissa eine Zichorien- und eine Tabakfabrik. Auf 50 Stühlen und 27 Wollspinnmaschinen wurde die Tuchmacherei betrieben. Infolge der Absperrung Rußlands ging das Tuchmachergewerbe sehr zurück, viele Tuchmacher wanderten nach Rußland aus. Andere Gewerbe, wie Gerberei, Kürschnerei und der Wagenbau wurden eingeführt und kamen in Schwung. Die preußische Regierung richtete das Gymnasium neu ein; am 1. Mai 1821 fand die Eröffnung desselben mit etwa 160 Schülern statt.

Das Gesetz vom 27. März 1824 führte die Provinzialstände ein. Der Fehler dieser Einrichtung, die Bevorzugung des Adels vor dem übrigen Volke, war nun auch auf die Provinz Posen ausgedehnt. Und doch hätten es die Posenschen Verhältnisse erheischt, gerade die Städte voran, mindestens aber dem Adel gleichzustellen. Von den 48 Stimmen des Landtags



Der Schloßteich in Lissa.

wurden 24 dem Adel, 16 den Städten und 8 dem Bauernstande eingeräumt. Die Landtagsbeschlüsse lagen somit in der Hand der polnischen Edelleute, das Gepräge des Landtages war ein polnisches. Auch Lissa durfte einen Abgeordneten senden. Der erste Landtag fand am 21. Oktober 1827 statt. Die Einführung der „revidirten Städteordnung" vom 17. Mai 1831 bedeutete für die Städte einen großen Schritt vorwärts. Schon 1832 wurde dieselbe gleichzeitig mit Posen Rawitsch und Fraustadt, auch Lissa verliehen. Sofort mußte ein Ortsstatut ausgearbeitet werden, auf dessen Abschaffung dem Stadtherrn kein Einfluß zustand. Die Privatgerechtsame des Grundherrn (Jagd, Dienst, Zinsen u. s. w.) durften nach der Ministerialverordnung vom 17. Juni 1837 in das Statut nicht aufgenommen werden.

Längst schon war zur Zeit der zweiten Theilung Polens der böhmischen Kirche ihre einstige Blüthe gewaltsam abgestreift worden, während sie früher 60 Gemeinden umfaßte, zählte sie jetzt nur noch deren 11, davon befanden sich in Lissa zwei, nämlich eine rein deutsche und eine rein polnische. Der Vermögensstand der Gemeinden war sehr gesunken. In Laßwitz (in der Nähe von Lissa gelegen) hatte der Prediger eine jährliche Baareinnahme von 48 Thalern. Die Kirchen- und Schulkasse in Lissa nahm seit dem großen Stadtbrande ca. 500 Thaler weniger ein als Ausgaben betrugen.

Die mannigfaltigen Zerstörungen, die Lissa durch Feuer und Schwert erfahren, hatten wohl vermocht, Handel und Verkehr zeitweise niederzudrücken, aber in kurzer Zeit blühten die Gewerbe stets wieder empor. Die Stadt stand in Handelsverbindungen mit Warschau, Thorn und Danzig und unterhielt lebhaften Geschäftsverkehr mit Deutschland. Zu Ausgang des 18. Jahrhunderts gab es hier u. a. 147 Tuchfabrikanten, 44 Schneider, 36 Kürschner, 27 Schuster, 24 Leistenschneider, 26 Branntweinbrenner, und Schänker, 10 Bierbrauer, 29 Fleischer, 27 Bäcker, 86 Müller. Die Kämmereieinnahme belief sich auf 6 300 Thaler.

Es kam das Jahr 1848 mit seinen Stürmen. Einer polnischen Abordnung versprach Friedrich Wilhelm IV. am 24. März eine nationale Reorganisation und am Tage darauf sagte das Ministerium derselben Abordnung Bildung eines polnischen Heeres, Besetzung der Beamtenstellen mit Polen und die Ernennung eines Polen zum Oberpräsidenten der Provinz Posen zu. Am 27. März schon erfolgte in Posen die Einsetzung der Reorganisationskommission, die in ihrer ersten Sitzung am 29. März

beschloß, in Posen ein polnisches Armeekorps aufzustellen; die polnische Sprache sollte fortan die Geschäftssprache sein. Da wähnten sich die Deutschen der Provinz Posen von der Regierung geopfert; eine gewaltige Erregung zitterte in allen deutschen Herzen. Viele Städte und Dörfer erklärten deutsch bleiben und nichts mit der Reorganisationskommission zu thun haben zu wollen, darunter auch Lissa. Als hier der polnische Kreiskommissar Szczawinski die Forderungen der Polen durchführen wollte und den Beginn der polnischen Herrschaft ankündigte, wurden die Lissaer dermaßen erbittert, daß sie ihn steinigen wollten. Major Bialke ließ ihn unter militärischem Schutz aus der Stadt entfernen.

Nachdem am 6. April die Stände des Großherzogthums Posen auf Anfrage der preußischen Regierung die Einverleibung in den deutschen Bund mit 26 gegen 17 Stimmen abgelehnt und am 27. April die Minderheit entschieden die Aufnahme in den deutschen Bund gefordert hatte, wurden die Zustände von Tag zu Tage schlimmer. „Frei ließ man dem Polen die Zügel schießen.“ Bezeichnend für die hochgehende Erregung der Polen war jenes „wüthige Lied“, das also anhebt: Póki świat będzie światem, Polak i Niemiec nie będzie bratem. („Solange wird sein die Welt eine Welt, der Pole zum Deutschen nie als Bruder sich gesellt.“ Aber auch die deutsche Gegenbewegung nahm immer größeren Umfang an. In Lissa bildete sich ein „Verein zur Wahrung der deutschen Interessen in der Provinz Posen“, der auch nach außen wirkte. Dem polenfreundlichen General Willisen erklärten die Lissaer am 14. April in einem öffentlichen Flugblatt: „Für uns, Herr General, ist Ihre Sendung überflüssig, wir haben in dem Bewußtsein unserer wohlgeordneten Verhältnisse alle Anmaßungen und Zumuthungen zurückgewiesen und wollen sie auch ferner, wenn es sein muß, mit den Waffen in der Hand zurückweisen.“ Während der ganzen Wirren nahm Lissa eine selbständige Stellung ein, sein Verlangen war, zu Schlesien geschlagen zu werden, Gesandte in Berlin forderten die Aufnahme Lissas in den deutschen Bund und seinen Anschluß an Schlesien.

Lissa ist, wenn wir einen Rückblick auf das gegenwärtige Jahrhundert thun, in jeder Beziehung im Wachsthum begriffen. 1816 hatte die Stadt 7985 Einwohner, 1837 schon 8667, darunter 3370 Juden, 1840 betrug die Einwohnerzahl 8719, worunter 3415 Juden waren, 1858 zählte Lissa bereits 10026 und 1861 10192 Einwohner. 1885 waren 11943 und am 14. Juni dieses Jahres 13340 Einwohner vorhanden.

Handel und Gewerbe erfreuen sich in Lissa der schönsten Blüthe. Am 14. Juni d. J. sind daselbst 511 Gewerbebetriebe gezählt worden. Nur ein Gewerbe, die Kürschnerei, deren Erzeugnisse in Lissa einst weit und breit einen Ruf hatten, liegt ganz darnieder.

An Gotteshäusern hat die Stadt aufzuweisen die evangelische Kreuzkirche, eine der imposantesten Kirchenbauten Posens, die reformirte St. Johanniskirche, die katholische Kirche und die Synagoge. In sieben Lehranstalten wird für die geistige Ausbildung der Jugend gesorgt; es sind dies: das Gymnasium, die Präparandenanstalt, die höhere Töchterschule, die drei Elementarschulen (evangelische, katholische, jüdische) und die staatliche Fortbildungsschule.

Auf dem Schloßplatz erhebt sich das prächtige Kriegerdenkmal, welches auf hohem Sockel die Germania darstellt.

Eine eigene Berühmtheit hat der Stadt Lissa ihre Immunität gegen die Cholera eingetragen. In den Jahren 1831, 1837 und 1848 war die Stadt durchaus von der Cholera frei, 1849 kamen 2 und 1852 5 Choleratodesfälle vor. 1866 brachte ein Soldat die Krankheit von Breslau nach Lissa, vom 12. Juli bis 31. Oktober kamen jedoch nur 40 Erkrankungen vor, wovon 25 mit tödtlichem Ausgang endeten. 1867, 1871 und 1873 ist die Stadt bis auf einen einzigen Krankheitsfall vollständig von der Seuche verschont geblieben.

Nach sechs Richtungen führen Eisenbahnen von Lissa aus in andere Gegenden unserer Provinz und in die Nachbarprovinzen; wohl nahe an 100 Züge verkehren täglich auf dem Lissaer Bahnhofe, 7 Chausseen münden in die Stadt ein. Lissa ist der Mittelpunkt des Handels und Verkehrs im Süden unserer Heimathsprovinz.

Anmerkung: Benutzt wurden: „des Comenius Aufenthalt in Lissa“ von Johann Kvacsala. „Die Provinz Posen als Schauplatz des siebenjährigen Krieges“ von Franz Schwartz. „Aus südpreußischer Zeit“ von Max Beheim-Schwarzbach. „Zur Geschichte der Cholera-Epidemien in der Stadt Posen“ von Joseph Samter. „Städtebuch des Landes Posen“ von H. Wuttke.

Der sechste Sinn.

Novelle von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.)

„Gewiß, Vater, es wird dabei bleiben, wenn Du nicht selbst für gut hälst, Abänderungen zu treffen. Ich bin hier, um Abschied zu nehmen, und“ — er machte hier eine kleine Kunstpause, nach der er mit einem niedergeschlagenen seufzenden Ton fortfuhr — „ich hätte nicht geglaubt, gerade bei Dir einem so kränkenden Mißtrauen zu begegnen. Adieu.“

Damit wandte er sich zu seiner Mutter, küßte sie zärtlich und sagte:

„Adieu, Mutte. Ich weiß, daß ich viel gut zu machen habe und ich will vieles gut machen. Das aber habe ich nicht verdient.“

Frau Horn gerieth selbstverständlich bei einem so rührenden Abschied ihres Jungen in eine gelinde Verzweiflung und kaum hatte Max in einer traurigen niedergeschlagenen Langsamkeit das Zimmer verlassen, als der Sturm ihrer mütterlichen Gefühle losbrach.

„Siehst Du, da hast Du's! Du wirst den Jungen mit Deiner ewigen Prahlhanserei noch zur Verzweiflung bringen. Du wirst noch einen Duckmäuser aus ihm machen, der seiner Lebtag kein gesundes, fröhliches Lachen mehr über die Lippen bringt. Max ist kein kleiner Junge mehr, und wenn Du ihn tyrannisirst, so wirst Du unserem einzigen Sohne das Leben verbittern, ohne ihm etwas zu nützen. Oh, ich arme unglückliche Frau!“

Nun kamen die Thränen, diese fürchterliche Waffe der Frauen. Sie richteten auch hier eine ziemliche Verheerung an. Herr Horn wurde betreten, unsicher, und sagte mit weniger zuversichtlicher Stimme:

„Ich muß wissen, was dem Jungen zu seinem Vortheil geschieht. Er hat in Doberan durchaus nichts zu suchen. Seine Zukunft, seine Arbeit, seine Pflicht rufen ihn nach Heidelberg.“

„Ach was, Heidelberg!“ rief die gutmüthige Frau Horn in einer ziemlich robusten Zornesaufwallung. „Heidelberg ist kein Frosch, der forthüpft. Max kommt also nächste Woche auch noch zeitig genug dahin. Muß er deshalb Knall und Fall wie ein Dieb fort, damit man den Leuten die Mäuler aufreißt? Das arme Kind! Was wird man Alles von ihm und von uns sagen?“

Während die elterlichen Auseinandersetzungen in dieser Weise sich entwickelten, ging das „arme Kind“ nachdenklich und sehr bedächtig die Hauptstraße von Dinglingen entlang nach der Wohnung des Herrn Aktuar Saegebühl. Er stand jetzt vor dem schwierigsten Theil seiner heutigen Aufgabe, und wenn ihm das Bisherige auch in einer Weise gelungen war, die ihn fast selbst überraschte, so stand doch bei seinem jetzigen Vorhaben so viel auf dem Spiel, daß er unwillkürlich nachdenklich wurde. Jetzt hieß es dem Fuchs die eigene Spur abzulauschen, und Max rief sich deshalb noch einmal alle Verhaltungsmaßregeln, die ihm sein Vetter gegeben hatte, ins Gedächtniß zurück.

Herr Saegebühl seinerseits befand sich gegenüber diesem ganz unerwarteten Besuch etwas unbehaglich überrascht. Er hätte den Bruder seiner Braut, über dessen Moral-Conto er in so wenig scrupulöser Weise verfügt hatte, jetzt lieber nicht gesehen. Indessen glaubte er aus dessen lustigen und launigen Zügen, mit denen er bei ihm eintrat, eine Auseinandersetzung

ernsterer Natur nicht befürchten zu müssen. Er machte deshalb auch eine möglichst freundliche Miene zu dem unliebsamen Spiel.

„Nun, alter Knabe“, nahm Max mit seiner alten übermüthigen Laune das Wort, „Du bist also richtig eingegangen.“

„Eingegangen, Max?“ sagte Herr Saegebühl, der immer noch nicht recht wußte, wo hinaus sein Schwager in spe wollte, „eingegangen? Was meinst Du damit?“

„Curiose Frage! Du hast Dich verlobt, meine ich natürlich. Ist das nicht in schauerlicher Weise eingegangen? Was doch die deutsche Sprache für eine malitiöse Sprache ist. Wenn sich einer verlobt hat, so sagt man von ihm, er habe sich versprochen. Nun, Du hast Dich in höchst ärgerlicher Weise versprochen, Du hättest Nein sagen sollen, nicht Ja.“

Jetzt fand es auch der Aktuar für zeitgemäß, zu lachen. Abgesehen von dem Witz, über den sich Max vor Lachen schüttelte, fand er es auch sehr nett von ihm, daß er so ganz auf einer anderen Fährte war, als ihn Saegebühl vermuthet hatte.

„Ha, ha, ich denke es auszuhalten, Max, ich hoffe wirklich, den Schritt nie zu bereuen zu haben. Im Gegentheil — —“

„Um so besser. Meinen Segen hast Du, das weißt Du wohl. Eigentlich bin ich froh, daß die Sache nun endlich soweit ist. Wenn einmal ein Mädchen in dem Alter der Dore ist, so ist es wirklich das Gescheiteste, was sie thun kann: sie heirathet. Dann hat die liebe Seele Ruhe. Also, Adolar, und deswegen bin ich hier, meine beste Gratulation!“

„Ich danke Dir herzlich, wirklich von ganzem Herzen. Gerade Deine Gratulation thut mir sehr wohl.“

„Papperlapapp, man keine Sentimentalitäten. Du weißt, die kann ich in den Tod nicht ausstehen. Ja, Adolar, Du hast Recht: ich habe der Doris derb zugesetzt, als sie mir zuerst davon sagte, aber ich hatte dabei wahrhaftig nur die Absicht, die Angelegenheit in der einen oder anderen Weise zu Ende zu bringen. Ich kann nun einmal die halben Geschichten nicht leiden und ganz besonders in dieser Beziehung. So oder so, aber klar muß die Sache sein. Meinst Du nicht?“

„Du hast vollständig Recht.“

„Na, das freut mich, daß Du das einsiehst. Und hier ist auch eine Karte von Lassen für Dich.“

„Von dem Herrn Amtmann Lassen?“ fragte Saegebühl überrascht.

„Nun, warum denn nicht? Er ist doch der Vetter von Doris. Warum soll er Dir denn nicht gratuliren? Er war allerdings, wie wir überhaupt Alle auf Doberan, wie aus den Wolken gefallen, als er Deine Verlobung mit der Dore vernahm.“

„Weshalb denn? So sehr überraschend konnte doch das nicht sein.“

„Hm“, machte Max mit einer geheimnißvollen Miene, „auf Doberan war es allerdings überraschend.“

„Aber wieso denn gerade auf Doberan?“

„Hm, — hm, mein Adolar, davon kann man jetzt nicht gut mehr reden.“

„Aber ich begreife Dich nicht, Max! Giebt es überhaupt zwischen uns etwas, wovon wir nicht reden könnten?“

Der junge Student warf sich bequem in einen Sessel schlug die Beine übereinander und brannte sich nachläßig eine Cigarre an.

„Es hat keinen Zweck mehr, Adolar“, sagte er paffend, „die Sache ist nun vorbei. Du hast Dich nun einmal versprochen.“

Wie ein Tiger seine Beute, wenn er zum Sprung ausholt, so beobachtete Herr Saegebühl mit raschen Blicken den jungen Mann, der seine ganze Aufmerksamkeit momentan auf den Brand seiner Cigarre zu konzentriren schien. Eine Vermuthung war in dem Aktuar aufgetaucht, die schon neulich, als auf Doberan Jagd war, wie ein Traum in seine Seele gefallen war. Es hatte ihn geschienen, als wenn ihn Fräulein von Fahlen mit einem gewissen Interesse behandelt hätte, und als nun Max in seiner leichten gedankenlosen Weise die wenigen Worte hingeworfen hatte, glaubte er errathen zu können, was sich dahinter verbarg.

„Wie Du sonderbar bist, Max“, sagte er ruhig, aber doch wie vorwurfsvoll. „Was kann die Leute auf Doberan meine Verlobung mit Deiner Schwester so besonders interessiren?“

„Mein Gott, weil sie etwas ganz Anderes erwartet hatten.“

„Ja, was denn nur?“

„Ach, laß das Geschwätz sein. Man weiß ja ohnehin nicht recht, was d'ran ist.“

Aber Herr Saegebühl wollte nun einmal wissen, um was es sich handelte, und deshalb sagte er wie beleidigt:

„Offen gestanden, Max, ich hätte Dich mir gegenüber für rückhaltloser — — ehrlicher gehalten.“

„Herr meines Lebens, Adolar, wenn Dir so viel daran liegt, so sollst Du es auch wissen. Die komischen Leute glaubten in Dir schon den zukünftigen Herrn von Doberan zu sehen. Da hast Du es. Man glaubte bemerkt zu haben, daß Dich Fräulein von Fahlen, die sonst allerdings in einer fast klösterlichen Weise zurückhaltend ist, in besonderer Weise ausgezeichnet habe. Ob man daran mit Recht oder mit Unrecht gewisse Forderungen knüpft, das weiß ich nicht; das mußt Du besser wissen als ich.“

Weiter paffte der junge Mann in einer täppischen, gedankenlosen Weise dicke Rauchwolken vor sich hin und schien augenblicklich ein außerordentliches Gefallen an einem kleinen Aquarell zu finden, das zechende Mönche in Grützner'scher Manier darstellte.

Der Aktuar fühlte aus der Situation heraus, daß er jetzt unbedingt etwas sagen müsse, um seine Gedanken, in die er unwillkürlich verfallen war, zu verbergen.

„Wie kann man sich solchem Geschwätz hingeben“, fragte er deshalb leichthin.

„Das könntest Du mir schenken, Adolar.“

„Was denn?“

„Das Bild. Es ist schneidig gemalt.“

„Ach, wenn Dir's gefällt, so nimm's gelegentlich mit. Aber wie kann man nur in aller Welt auf solches Geschwätz verfallen?“

„Du lieber Himmel, auf was verfallen die Leute nicht Alles, wenn sie sich langweilen. Wie der braune Bruder da behaglich gluckst! Es ist wirklich sehr hübsch gemalt.“

„Ja! — — Aber es muß doch ein Anlaß dazu vorhanden gewesen sein.“

„Hm, den dürfte — bewußt oder unbewußt — allerdings Fräulein von Fahlen selbst gegeben haben. Wenigstens erzählte mir Lassen am anderen Morgen, daß sie ihn sehr eingehend über Dich ausgefragt habe. Woher Du stammst, wie Du Deine Examina bestanden, wo Deine Eltern seien, wie Du lebst und dergleichen. Wer weiß denn auch, was sie für ein Interesse gehabt hat.“

Damit stand der junge Mann wie ein echter Kunstmäcen auf, nahm das Bild hastig von der Wand und ging damit nach dem Fenster, um es genau in Augenschein zu nehmen.

„In der Nähe wirkt es aber doch nicht so, wie ich glaubte“, sagte er nach einer kleinen Pause.

„Es ist eine gewöhnliche Malerei. Apropos, da fällt mir ein, daß ich im Jagdeifer ganz vergessen habe, Euren Leuten auf Doberan ein anständiges Trinkgeld zu hinterlassen.“

„Bah, ist nicht der Rede werth. Eventuell kannst Du mirs ja mitgeben.“

„Na, das möchte ich doch lieber persönlich abmachen. Wenn Du nichts dagegen hast, mache ich Dir in den nächsten Tagen einen Besuch.“

„Ja, lieber Freund, da bist Du schief gewickelt. Ich weiß nicht, ob Du davon gehört hast, daß ich zufolge eines strengen Ukas meines Vaters heute oder spätestens morgen nach Heidelberg muß Mich wirst Du also wohl nicht dort antreffen.“

„Ach, das wollen wir schon machen. Bleib nur noch ein paar Tage da. Du kommst zeitig genug nach Heidelberg.“

„Nein, das geht nicht. Diesmal versteht mein Vater wirklich keinen Spaß. Er denkt nämlich, ich habe ihm den Besen in sein Gewehrfutteral gesteckt und ist selbstverständlich wüthend auf mich. Und diesmal bin ich wahrhaftig unschuldig. Ich weiß nicht, wer den famosen Coup ausgeführt hat, aber ehrlich gesagt, ich möchte ihn fast beneiden um die Idee. Es war wirklich zum Schießen. Fräulein von Fahlen soll sich den ganzen Nachmittag nicht haben beruhigen können vor Lachen.“

„Ich will Dir was sagen, Max, wie wir's machen.“

„Nun?“

„Ich gehe heute Abend zu Doris und werde mit Deinem Vater reden. Bleibe Du nur noch einige Tage in Doberan, ich vertrete es bei Deinen Eltern. Verlaß Dich auf mich. Morgen komme ich zu Euch hinaus und sage Dir das Resultat.“

„Wirklich Adolar? Du wolltest mir den Gefallen thun?"

„Den und jeden, den Du willst."

„Gut, aber laß Dir's schriftlich geben, hörst Du? Ich thue Dir wieder einmal einen Gefallen, welchen Du willst."

„Topp, es gilt, Max. Hier meine Hand."

„Gut. Also auf morgen. Ich muß nun gehen."

„Schon?"

„Ja glaubst Du denn, wir haben gar nichts zu thun auf Doberan? Eine Besitzung von fast 1 200 Acker! Das braucht Arbeit. Lassen wird mich schwer vermissen."

„Muß doch ein schreckliches Geld einbringen."

„Bah! Hunderttausend Mark in den schlechtesten Jahren. Ich sage Dir, Adolar, wenn ich noch einmal auf die Welt komme, werde ich's so einrichten, daß ich als Herr auf Doberan geboren werde. Das hat Sinn. Und nun adieu. Ich erwarte Dich also morgen, womöglich Vormittag. Mache Deine Sache gut, Adolar."

„Du sollst mit mir zufrieden sein, sage ich Dir, adieu, lebe wohl!"

Wenigstens eine Viertelstunde war der junge Herr Horn schon fort, als Herr Saegebühl noch immer sinnend am Fenster stand und von Zeit zu Zeit vor sich hinmurmelte: Hunderttausend Mark in den schlechtesten Jahren! Hunderttausend Mark!!

IX.

Wenn Herr Horn jun. nach solchen ihm ganz ungewohnten Anstrengungen sich nunmehr nach dem weißen Lamm begab, um dort seinen Durst in einer ihm ohnehin eigenthümlichen nachhaltigen Weise zu löschen, so konnte das in ganz Dinglingen keinem vernünftigen Menschen auffallen. Daß er zu diesem löblichen Thun das weiße Lamm wählte, hatte seinen Grund darin, daß dort der stolze Soliman seiner harrte, um ihn nach Doberan zurückzutragen. Leider sollten sich aber die sorgfältigsten Vorsichtsmaßregeln des jungen Horn in diesem Falle als unpraktisch erweisen. Schon nach einem kurzen Aufenthalt daselbst erfuhr er, daß Robert, der in so sonderlicher Weise unternehmende Sohn des Hauses, bereits vorgestern zum Militär einberufen worden war. Er mußte sich wohl oder übel in die Thatsache finden, daß die vom alten Jochen angegebene Spur verloren, verweht, auf keinen Fall zu verfolgen war. Damit fehlte aber ein wichtiges Glied in der Kette, ohne welches die Kette eben keine Kette war. Er hatte so sehr auf die Bekenntnisse dieser schönen Seele gerechnet, daß ihn ihr unvermutheter Ausfall nun sehr bekümmerte.

So kam es, daß er zeitiger von Dinglingen aufbrach, als er vorausgesehen hatte, gleichwohl neigte sich doch der Tag schon sehr, als er endlich in Doberan eintraf, wo ihn Herr Lassen mit der Ungeduld eines va banque-Spielers erwartete.

„Hat er angebissen, Max?" fragte er, dem Ankommenden rasch entgegenkommend und ihm das Pferd abnehmend.

Lachend sprang der junge Mann von seinem Gaul herunter und sagte munter:

„Wie ein Karpfen, Alex. Er hat den ganzen Haken mit verschluckt."

„Wirklich? Gott sei Dank! Erzähle, wie wars. Ich sage Dir, ich bin den ganzen Tag herumgelaufen wie Petrus nach dem dritten Hahnenschrei. Ich wünsche die Angst, die ich ausgestanden habe, keinem Hunde, und wenigstens tausend mal habe ich gejammert: es ist nicht möglich, er kann nicht d'rauf reinfallen, es ist unglaublich. Und nun ist's doch so? Erzähle, Max, erzähle. Ich stehe auf Kohlen."

„Was heißt unglaublich, Alex! Ich versichere Dir, ich habe erst heute gelernt, was ein eitler Mensch ist. Hohl wie Herbststroh. Nur ein wenig Wind hinein, und er stolzirt einher wie ein aufgeblasener Gummimann. Ich will mein Lebtag Strümpfe stopfen oder Haaröl trinken, wenn er nicht jetzt schon ausrechnete, was er mit den hunderttausend Mark machen will, die er haben wird, wenn er erst Herr auf Doberan ist. Unglaublich, Alex? Nichts ist unglaublich in der Welt. Gieb mir einen eitlen Menschen und ich mache einen Handschuh daraus, den man links und rechts tragen kann, einen Papagei, der sagen kann: Haben Sie die Güte, und: ich bitte schön, und: Verzeihen Sie, oder was Du willst. Gott behüte jeden Christenmenschen vor Eitelkeit, sie ist der Untergang unseres Geschlechts, denn mit der Eitelkeit fängt der Affenkram an."

„Aber Max, Max! Um Himmelswillen, Du echauffirst Dich ja."

„Laß mich reden, Alex, und störe mich nicht, denn ich platze sonst. Was denkst Du denn? Ich habe heute gedienert, gehandelt geschlichen und gejobbert gerade genug, jetzt muß ich reden, wie mirs um's Herz ist, sonst explodire ich. Pfui über die Welt. Du hättest ihn sehen sollen, Alex, wie er sich aufblusterte, als ich ihm die Besitzung Doberan schilderte, wie er die Manschetten zupfte, das Monokle fallen ließ, sich durch die Haare fuhr und in die Brust warf. Wie die Augen glitzerten, wie zwei Schusterleuchtkugeln, und die Stimme sich verschleierte, weil er sich Mühe gab sich zu verstellen. Ich sage Dir, Alex, die Eitelkeit ist ein Teufel, der den Menschen in ein Ungeheuer schrecklichster Art verwandelt, denn in seinem Gefolge befinden sich Habgier, Stolz, Herzlosigkeit, Willkür, Dummheit, kurz alle Schrecken der Menschheit. Unglaublich sagst Du? Besieh ihn Dir selbst. Er kommt morgen her."

„Max, jetzt thu' mir den Gefallen und erzähle mir hübsch verständig und ruhig, wie es ein einfacher Mensch mit fünf gesunden Sinnen begreifen kann, was passirt ist. Denn in der Weise, wie Du zu erzählen beliebst, versteht auf dem ganzen Erdenrund keine Menschenseele, was sich ereignet hat."

Der junge Mann sah seinen Vetter etwas verblüfft an, dann sagte er lachend

„Komm, ich habe Hunger! Beim Essen erfährst Du Alles ganz genau aufs Haar. Vorher mußt Du aber beichten. Wie stehts da oben? Wie war's mit der Rekognoscirung? Wie steht der Feind, wie stark ist er?"

„Alles gut, Max. Es war blos blinder Lärm. Fräulein von Fahlen läßt Dich durch mich für heute Abend zum Thee einladen. Sie hat mich genau ausgefragt; über den Besen, über Professor Dirrlapp, über die holde Adele, sie weiß also Alles!"

„Donnerwetter!"

„Ja, lieber Junge, anders ging es nicht. Professor Dirrlapp muß Dich fürchterlich angeschwärzt haben. Aber jetzt ist auch Alles wieder gut. Du stehst da wie ein weißgewaschenes Lamm."

„Höre Alex!"

„Sei nur gut, Max. Sie läßt Dich sogar um Entschuldigung bitten wegen heute Morgen. Ich soll Dir sagen, sie sei im Irrthum gewesen. Ich habe die Gewähr dafür übernehmen müssen daß Du heute Abend auch wirklich zum Thee kommst. Du wirst doch gehen?"

„Komm, komm, ich habe Hunger."

„Was sagte denn Doris?" fragte Herr Lassen im Gehen.

„Mir knurrt der Magen."

„Das hat sie doch wohl nicht gesagt, Max," fragte der Amtmann erstaunt. Der junge Student lachte laut auf.

„Aber Menschenkind, kannst Du denn nicht so lange warten, bis ich gegessen habe?" fragte er lustig. „Doris wird, wie ich fürchte, schlimme Tage bekommen", fügte er dann hinzu.

„Könnte man ihr denn nicht einen Wink zukommen lassen?"

„Bst! Alex, bst! Fängt man so einen Fuchs?"

Damit traten sie in die gemeinschaftliche Wohnung ein.

X.

Fräulein Corinna von Fahlen stammte aus einer sehr alten und sehr angesehenen, aber durchaus nicht vermögenden Familie; sie hatte in ihrer Jugend sogar all' die Misère einer armen Edeldame durchmachen müssen, die, eine Verlegenheitsexistenz, überall im Wege, nirgends am Platz, ohne Anerkennung, ja ohne Beachtung mehr durch die Welt schleichen als gehen. So war sie nach England gekommen, um auf Kosten einer dort verheiratheten Schwester erzogen zu werden. So war sie halb als Gesellschafterin halb als Freundin einer alten Dame — wie man zu sagen pflegt, gegen Kost und gute Behandlung — nach Italien, speziell nach Rom gekommen, wo die alte Dame sich ihrer Gesundheit halber mehrere Jahre aufgehalten hatte. Aber trotz dieser gedrückten Abhängigkeit hatte Fräulein von Fahlen keine Ursache gehabt, dem Geschick zu zürnen. Sie hatte Glück gehabt, denn die englische Erziehung hatte ihre Bildung verallgemeinert, während der Aufenthalt in Italien ihre besorgnißerregende Gesundheit wesentlich gefestigt hatte.

(Fortsetzung folgt).

Modebericht.

Von Traute Dockhorn. (Nachdruck verboten.)

München, 27. November.

Da habe ich nun Anfang dieses Monats versprochen, über pelzverbrämte Balltoiletten zu schreiben und meine Leserinnen hatten schon ein Ahnen von Fächerschwirren und Walzermelodieen — und nun sitze ich im lieben, lustigen München und freue mich der lachenden Sonne und der schönen Tage, die über der alten Kunststadt leuchten. Da rauscht die Isar, über der ein Himmel blaut, wie ihn nur des Lenzes kühner Farbenton sonst abstimmt, alles, als steuerte die Jahreszeit gradeswegs in den Wonnemonat. Von den um diese Zeit hier üblichen Pelzjackets und Muffen keine Spur. Außer den älteren Damen, die nicht gut ohne Umhang — namentlich im November — auf der Straße erscheinen dürfen, geht „alle Welt", also die jüngere Linie, in der Taille, die gleichsam nur aus Koquetterie einen schmalen Pelzbesatz zeigt. Im Allgemeinen verzichtet man hier an dem Promenaden-Kostüm auf reiche Pelz-Ausstattung der Taille, da das rauhe Klima für gewöhnlich sehr „echte" Pelzmäntel, d. h. solche, die wirklich gegen des Wetters Ungunst schützen, erfordert. Dieses Jahr ist eben Alles anders und so konnte ich gelegentlich einer kleinen Hoffestlichkeit — einem Vormittags-Empfang — einzelne Toiletten bewundern, die sonst dem Auge des Zuschauers durch lange Mäntel, die erst im letzten Vorzimmer abgelegt werden, entzogen sind. Eine, vor vier bis fünf Jahren häufig genannte hochgestellte Dame des bayerischen Hofes, welche seit ihrer Verheirathung in Böhmen lebt, trug bei obengenannter Gelegenheit eine Robe aus nilblauem (oder -grünem?) Seidenstoff mit gleichfarbigem, wellenartig gekreppten Streifen durchwirkt. Der Rock, der vorn gar keine, hinten sehr wenig, dagegen seitlich große Faltenbüschel aufwies, war mit zwickelförmig aufgesetzten Streifen aus einem, mir bisher unbekannten silbergrauen kurzhaarigen Pelzwerk geschmückt. Den jedesmaligen Abschluß der Zwickelspitze bildete ein inmitten einer gelblichen Spitzenrosette eingesenkter Porzellanknopf mit feiner Handmalerei. Die Taille aus gelblichen Spitzen (über einer Grundform aus glatt blauer Seide) garnirten auf Brust und Rücken je drei Falten nilfarbenen Sammtes, die halbengen Aermel waren unter dem Ellenbogen mit einem dichten Schleifenkranz abgeschlossen. Auf dem tief in den Nacken frisirten Haar schwebte ein Goldfiligran-Hütchen mit zwei weißen Straußenfedern und ebenso viel winzig kleinen Rosettchen über jedem Ohr. Die Toilette einer älteren, allem Prunkt abgeneigten Prinzessin, bestand aus einem sehr weiten Rock aus dunkel évêque-farbenem Plüsch mit Zobelrand; von diesem aufsteigend Zwischensätze aus Gold-Guipüre, im Gürtel zusammenlaufend. Dazu évêquefarbene Brokattaille, über und über mit Goldstickerei bedeckt; Pelzrüschen um Hals und Aermel. Sehr originell erschien das Galagewand einer hier augenblicklich zu kurzem Besuch weilenden fürstlichen Frau. Ueber ein enganliegendes Prinzeßkleid aus weißem Seidenkrepp fielen lose von den Schultern herab zwei etwa handbreite Streifen aus Silberbrokat mit Franzen aus Zobelschwänzchen abschließend. Im Rücken lagen diese Streifen fest auf, und endeten im Taillenschluß mit einer großen Schleife aus theegrünem Seidenband. Das gleiche Band diente den vorderen Streifen als Futter. Ein langer Hermelinkragen mit rosa Futter, dessen vorn herunterfallender Besatz aus dicht übereinandergelegten Hermelin-Schwanzspitzen bestand, vervollständigte die elegante Toilette, die namentlich durch ihre zarte Farbenstimmung auffiel.

Auch die Vorstellung im Hoftheater brachte viel elegante Kostüme an's Lampenlicht. Eine sehr schlanke Blondine in einer der Proceniumslogen fesselte besonders durch ihre Erscheinung. Zu dem wahrscheinlich ungarnirten Rock aus rosa Seide harmonirte die weiße Spitzen-Blousentaille mit halblangen glatten Krepplisse-Aermeln, über welche eine zackige Auflage von geschorenem Silberfuchs herabfiel. Als wirkliche Neuheit war der Pelzfächer der Dame anzusehen, der so wunderbar schön gearbeitet war, daß er wie weicher Federflaum auf und ab wallte. Eine der älteren fürstlichen Damen trug eine Robe aus schwarzem Sammet, deren Taille mit weißem Schmelz rankenartig benäht war, dazu noch sehr weite weiße Aermel mit dem sogenannten Handzipfel, jener bis zu den Fingerknöcheln reichenden Verlängerung des Oberärmels, die im Mittelalter ganz besonders beliebt gewesen. An dieser Dame konnte man auch die längst vergessene Mode wieder bemerken, einen kostbaren weithinfunkelnden Ring auf dem Handschuh zu tragen.



Eine der obersten Hofdamen, eine überaus imponirende Gestalt, trug eine ebenfalls prinzeßförmig geschnittene Robe aus grauer Seide mit weißem Devant mit reicher Malerei, deren große Stiefmütterchen von der hellsten bis zur tiefsten Nüance sich abstuften und einen Farbenwiederklang in den lila Sammetbandeaux um Hals und Aermel fanden. Eine Opossum-Bordüre



begrenzte das Devant, während eine Spitzenberthe die decollirte Taille in der Mitte abschloß und lange Spitzenmanschetten auf den Arm herabfielen. Das leicht gewellte Haar war einfach gescheitelt, am Hinterkopf in einen leichten Knoten gedreht, in welchen ein sehr eigenartiger Kopfschmuck hineingesteckt. Eine überaus kostbare Spitze, fächerartig ausgespannt und durch sehr feinen Draht etwas gesteift, formte sich zu einem Diadem, das seiner Trägerin ein wahrhaft königliches Ansehen verlieh.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.